

HEYNE <



MARTTA  
KAUKONEN

# MANIPULIERT

THRILLER

AUS DEM FINNISCHEN  
VON GABRIELE SCHREY-VASARA

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Poissa* erschien erstmals 2025  
bei Werner Söderström Ltd. (WSOY), Helsinki.

Das erste Zitat, das dem Text vorangestellt ist, stammt aus  
»Lady« von T. Rex. Musik & Text: Marc Bolan.

Das zweite Zitat, das dem Text vorangestellt ist, stammt aus Sylvia Plath,  
»Madame Lazarus« aus *Ariel: Gedichte. Englisch und deutsch*,  
übersetzt von Erich Fried. © 2016, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin.  
Alle Rechte vorbehalten.

Trotz intensiver Recherche konnte der Verlag nicht alle Rechtegeber  
ermitteln. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Wilhelm Heyne Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte  
dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG  
ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe 03/2026

Copyright © 2025 by Martta Kaukonen

German edition published by agreement with Martta Kaukonen and  
Elina Ahlbäck Literary Agency, Helsinki, Finland.

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produkt sicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Frauke Meier

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design

unter Verwendung von Bildern von Shutterstock/Finn stock,

Kitsana1980, ChaiwatUD

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-44390-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für J., Mad about the Boy.*



*I'm gonna give all my love to you.  
I'm gonna give all my pain to you.*

T. Rex, »Lady«

*Und wie die Katze kann ich neunmal sterben.*

Sylvia Plath, »Madame Lazarus«



## IRA 2024

Auf der Wange meines Opfers funkelte ein einzelner Tropfen wie die Träne des Harlekins Pierrot. Allerdings war die Flüssigkeit nicht durchsichtig, sondern grotesk rot. Auch auf den Handrücken des Opfers war Blut getropft. Drei rote Cranberries, wie frisch im Wald gepflückt.

Der Anblick störte mich. Nicht aus dem offensichtlichen Grund, dass ein lebloser Körper vor mir lag. Dergleichen hatte ich wer weiß wie oft gesehen, denn ich hatte vermutlich ebenso viel Zeit mit Toten verbracht wie mit Lebenden. Der Anblick störte mich, weil das Arrangement so durchdacht wirkte. Genauer gesagt: gekünstelt. Es sah aus, als hätte jemand mit einer Pipette Blut auf das Gesicht und den Handrücken des Opfers getropft. So wie ein Kunstlehrer für den Unterricht in Stillebenmalerei die Blutorangen und weißen Äpfel möglichst anmutig in der Obstschale arrangiert.

Ich fluchte innerlich. Ich hatte mein Opfer ermordet. Wirklich. Es war gestorben. Unwiderruflich, unausweichlich, endgültig. Es war kein Spiel, sondern wahr, absolut wahr. Die Tropfen auf dem Handrücken des Opfers waren Blut, keine rote Farbe, kein Ketchup und kein übersüßes Erdbeergelee.

Die Wände des Schlafzimmers und die Möbel waren weiß: Rohrstuhl, Nachttisch, Bett, Bücherregal, Hocker. Es war, als hätte man mich gegen meinen Willen mit irgendeinem seltsamen, aus einem Science-Fiction-Film der 1950er-Jahre gestohlenen Gerät auf Liliputanergröße geschrumpft und in einen Wattebeutel gestopft.

Weiß dominierte das Zimmer, als hätte mein Opfer gewusst, dass es bald ermordet würde, und einen möglichst grellen Kontrast zum Blutrot schaffen wollen.

Der weiße Glanz rief mir das sterile Schlafzimmer des pensionierten Finanzministers Uolevi Mäkisarja in Erinnerung. Ich hatte Mäkisarja vor fünf Jahren ermordet. Damals hatte ich geschworen, mit dem Morden aufzuhören. Aber an Mäkisarja und meinen Eidbruch wollte ich jetzt nicht denken. Ich widmete meine Aufmerksamkeit voll und ganz der Frauenleiche, die vor mir lag.

Plötzlich blinzelte mein Opfer. Die dichten Wimpern vibrierten wie die Flügel eines Trauermantels. War mein Opfer doch noch am Leben? Ich legte ein Ohr an die Lippen der Frau und lauschte auf ihren Atem. Ihre Lippen blieben gespitzt. Mein Opfer gab keinen Hauch von sich.

Könnte die Polizei am Tatort etwas entdecken, das die Ermittler auf meine Spur führen würde? Das war die Frage, auf die ich eine Antwort finden musste. Ich konnte nicht weggehen, bevor ich sie kannte.

Das Gesicht meines Opfers war blendend weiß wie bei den Frauen in Stummfilmen. Es begann mich anzuekeln. Noch vor kurzer Zeit war die Frau ein Mensch gewesen, der seinen eigenen Willen hatte. Aber jetzt – als Tote – war sie nur noch ein

Klischee, eine durch Gewalttätigkeit gestorbene Frau. Man hätte sie gegen jede beliebige ermordete Frau austauschen können.

Wieder verfluchte ich mich selbst. Ich hätte mir gewünscht, dass die Leiche meines Opfers auf irgendeine Art ihre Persönlichkeit widerspiegelte und man ihr ansehen könnte, dass sie einen Kurs im Fallschirmspringen absolviert, sämtliche Nationalparks in Finnland durchwandert, an der Universität Biologie studiert hatte. Doch die Leiche vor mir sah exakt so aus, wie tote Frauen in Filmen aussehen. Wie Schneewittchen, die wunderschön in einem gläsernen Sarg liegt und darauf wartet, dass der Prinz kommt und sie mit seinem Kuss aus dem ewigen Schlaf weckt.

Ich wollte die Leiche auf eine Weise arrangieren, die den Polizisten verdeutlichte, dass mein Opfer noch vor Kurzem nicht nur lebendig, sondern auch mutig, geradezu rebellisch gewesen war. Wie gern hätte ich die Mundwinkel der Leiche nach unten gezogen. Oder ihre Hände energisch in die Hüften gestemmt. Irgendetwas, was ihr auch im Tod den Anschein verliehen hätte, dass sie selbst über ihre Angelegenheiten entschied. Aber nachdem ich ihre Hände ergriffen hatte, ließ ich sie wieder schlaff auf das Bett sacken. Niemand von uns kann Stereotype vermeiden. Selbst wenn wir es uns noch so sehr wünschen. Das galt auch für mein Opfer.

Wenn die Polizisten die Leiche fanden, würden auch sie eine gewaltsam zu Tode gekommene Frau sehen. Ich durfte ihre Interpretation nicht stören.

Mein Opfer hatte sich nicht einmal vor mir gefürchtet. Auch dann noch nicht, als ich das spitze Brotmesser aus meinem Rucksack geholt hatte. Stattdessen hatte sie höhnisch gelächelt. »Wenn ich getötet werde, dann jedenfalls nicht von dir«, schien ihre Miene zu sagen. Sie war selbst dann nicht erschrocken, als das Licht der Straßenbeleuchtung das Messer traf und die Klinge im dunklen Schlafzimmer aufblitzte. Auch die Augen hatte sie nicht aufgerissen. Tatsächlich hatte sie nicht einmal zu fliehen versucht.

Sie hatte trotzig vor mir gestanden, als ich das Messer zum ersten Mal in ihren Bauch gestoßen hatte. Erst dann – könnt ihr euch das vorstellen? – hatten ihre Beine versagt, und sie war auf das Bett gesunken.

Auf dem Nachttisch stand ein Foto, auf dem mein Opfer unter einem Schutzdach darauf wartete, dass der Regen aufhörte. Ihr Lächeln war echt. Dieses Bild würde bald in ganz Finnland bekannt werden. Die Medien würden es zusammen mit der Nachricht über den Mord veröffentlichen und später dann in den Zeitungsartikeln über ungeklärte Fälle.

Denn das Verbrechen würde nicht aufgeklärt werden, dessen war ich mir sicher. Der Mord an einer gewöhnlichen Frau und Mutter in mittleren Jahren würde die Medien nicht im gleichen Maß interessieren wie der an einem niedlichen Teenager. Die Medien würden die Polizei nicht so sehr unter Druck setzen, sich dem Fall zu widmen, wie sie es taten, wenn das Opfer eine schöne junge Frau war. Der Fall würde zwar Schlagzeilen machen, aber schon nach ein oder zwei Tagen in Vergessenheit geraten. In Kriminalromanen und auch in Filmen waren die Opfer in aller Regel junge Frauen. Würde irgendwer einen Krimi lesen, in dem das Opfer eine fünfzigjährige, an Wechseljahresbeschwerden leidende Frau war?

Zum letzten Mal blickte ich mich um. Ich gratulierte mir selbst.

Der Tatort sah so aus, wie er aussehen sollte: wie ein Tatort.

Ich hatte für die Polizisten ein Rätsel gebastelt, aus dem sie viel lernen konnten.

Meine Hände juckten. Ich war allergisch gegen den Latex der Putzhandschuhe. Oder vielleicht war ich allergisch gegen Morde und das Morden. Ich hätte längst damit aufhören sollen. Oder, besser noch, ich hätte nie damit anfangen dürfen.

## KERTTU 1995

Alles endete, als ich Esko erschoss. Daran erinnere ich mich, auch wenn ich mich sonst praktisch an nichts erinnere. Aber jetzt ist es sinnlos, an Esko zu denken – oder an seinen Tod. Ich komme später darauf zurück, das verspreche ich. Vorher muss ich herausfinden, wie das alles eigentlich begann. Denn von den Wochen, Monaten, die zu Eskos Tod führten, ist mir nichts in Erinnerung geblieben.

Alle Fäden laufen bei Eskos Tod zusammen. Wenn ich einen davon zu fassen bekomme und daran ziehe, beginnt die Geschichte sich aufzudröseln. Ich bin gezwungen, bei Esko anzufangen. Ich muss diesen total seltsamen Menschen beweisen, dass ich mich wenigstens an etwas erinnere.

Es ist mühselig, so als wäre mein Mund voller Teig.

»Esko ist tot.«

Sie sehen sich an und wirken nicht überzeugt.

»Wir lassen dich nicht raus, bevor du unsere Fragen beantwortest«, sagt der Mann. Seine Stimme klingt wichtiguerisch, aber ich glaube, auch Besorgnis herauszuhören.

»Also, aus dieser Wohnung«, ergänzt die Frau. Ihre Stirn ist gerunzelt.

Der Wichtigtuer heischt die ganze Zeit mit Blicken nach der Zustimmung der Runzelstirn. Wenn ich hier raus will, muss ich die Gunst der Runzelstirn gewinnen.

Am Gürtel des Wichtigtuers hängen Handschellen. Meine Arme und Beine sind frei, meine Handgelenke schmerzen nicht und sind nicht aufgerieben. Bisher ist es mir offenbar gelungen, sie zu umgarnen, sie haben mich jedenfalls nicht mit Handschellen ans Bett gefesselt.

Der Wichtigtuer merkt, dass mein Blick zu der Glock gewandert ist, die aus seinem Holster hervorlugt. Er versteckt die Waffe mit einer schnellen Bewegung unter seinem Hemd.

Die Runzelstirn legt ein Kissen an die Wand des Schlafzimmers und hilft mir, mich daran zu lehnen. Das Zimmer wird nur durch den Lichtschein erhellt, der durch den Türspalt dringt. Selbst dieser schwache Strahl irritiert meine an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Ich muss blinzeln, bis sie sich auf das Licht einstellen. Die Runzelstirn setzt sich neben mich und hebt einen Löffel an meine Lippen. Die Möhren und Kohlrüben schmecken unangenehm süßlich. Ich verschlucke mich an einem Selleriestreifen. Die Runzelstirn schlägt mir auf den Rücken, als ich vorgebeugt huste.

Nach dem Essen beschließe ich, mich schlafend zu stellen. Ich lege das Kissen wieder auf die Matratze zurück und ziehe die Decke höher. Dann schließe ich die Augen. Ich höre, wie sie das Zimmer möglichst leise verlassen.

Ich lausche eine Weile, bis ich sicher sein kann, dass ich allein in der Wohnung bin.

Dann schnappe ich den Briefumschlag vom Nachttisch und lese, was darauf steht.

Kerttu Leppänen.

Das bin ich.

Der Briefumschlag ist geöffnet. Ich ziehe ein zerknittertes Papier heraus.

Ein ärztliches Attest.

Die Diagnose ist angestrichen: Dissoziative Gedächtnisstörung.

Ich suche nach dem Stift auf dem Nachttisch und schreibe in großen Blockbuchstaben auf das Papier: NICHT WEGWERFEN!

In dem Attest lese ich, dass mein Gedächtnisverlust durch das Trauma ausgelöst wurde, das ich erlitten habe. Meine Psyche hat die Erschütterung nicht verkraftet, die Eskos Tod hervorgerufen hat.

Mein Blick fällt auf Raffaels Engel an der Zimmerwand. Das Poster will irgendeine Erinnerung wecken, aber ich bekomme sie nicht zu fassen.

Neben dem Poster hängt ein gerahmtes Aquarell. Ich hatte das Gesicht lange skizziert, war aber trotzdem nicht zufrieden damit. Vor dem verwaschen gelben Hintergrund hebt sich eine Gestalt in blauer Uniform ab. Dem Porträt, das ich vor Jahrzehnten gemalt habe, ist anzusehen, dass ich die Person zur Zeit seiner Entstehung verehrt habe. Jetzt verehere ich sie nicht mehr.

Ich bin die Kriminalhauptkommissarin der Mordeinheit, die Leiterin des Gewaltdezernats der Helsinkier Polizei, Kerttu Leppänen.

Das Bild zeigt allerdings nicht mich, sondern meinen Vater. Er hatte sein Amt als Polizeichef so knallhart ausgeübt, dass seine ehemaligen Untergebenen ihm bis heute nicht vergeben haben, sondern sich immer noch an mir rächen.

An der Tür des Kleiderschranks hängt ein leerer Kleiderbügel. Wo ist meine Dienstuniform? Jetzt erinnere ich mich. Ich

habe sie nicht mehr, ich wurde gefeuert. Meine Entlassung hat – natürlich – mit Esko zu tun, aber ich habe jetzt keine Zeit, an Esko zu denken.

Ich laufe in die Diele und öffne den Safe. Er ist leer. Ich musste meine Dienstwaffe abgeben, zusammen mit dem Dienstabzeichen und der Uniform.

Vorsichtig öffne ich die Wohnungstür, wage mich aber nicht ins Treppenhaus.

Der Wichtigtuer hatte einen blauen Pullover an, der mit dem Bild eines Polizeiautos bestickt war. Sein Wesen war mir irgendwie bekannt vorgekommen. Die ruhige Stimme hatte ich früher schon gehört. Der Polizeichef Tiilihella. Mein ehemaliger Chef. Die Runzelstirn musste seine Frau Sirkka sein.

Ich lache auf.

Ich bin gar keine Gefangene, sondern eine Patientin. Tiilihella und Sirkka haben sich um mich gekümmert, seit ich das Gedächtnis verloren habe.

Ich werfe einen Blick in den Spiegel. Beinahe hätte ich mich nicht erkannt. Ich bin so abgemagert, dass meine Backenknochen vorstehen. Sie könnten jederzeit die Haut aufreißen. Ich sehe aus wie ein abgezehrter Saluki.

Tiilihella hat ein Papierbündel auf dem Nachttisch liegen lassen. Suppe ist darauf gespritzt, und die Teetasse hat Ringe auf dem Papier hinterlassen.

Der Bericht über die interne Ermittlung der Polizei zu Eskos Tod.

Ich lese den Bericht nicht von vorn bis hinten, sondern nur einzelne Absätze hier und da. Die Ereignisse der letzten Zeit zucken durch meinen Kopf wie Urlaubsbilder über eine Leinwand.

Ich hatte ein Tagebuch in die Hände bekommen, von dem ich glaubte, es gehöre einem Serienmörder. Tiilihella übertrug Esko und mir die Untersuchung des Falls. Es stellte sich heraus,

dass es gar keinen Serienmörder gab. Tiilihella war wütend auf mich – ebenso das ganze finnische Volk. Esko nahm mich gegen Tiilihellas Anweisung zu einem Einsatz mit. Ich erschoss Esko. Man entließ mich unverzüglich aus dem Polizeidienst.

Ich schnappe nach Luft. Ich öffne das Fenster. Eine frische Brise weht herein, aber ich bekomme immer noch keine Luft. Ich beuge mich vor, stütze mich auf die Knie und keuche. Mühsam krieche ich ins Bett zurück.

Dann greife ich erneut nach dem Bericht.

Eskos Tod war ein Unfall.

Ich war nicht schuldig.

In dem Bündel mit dem Bericht liegt ein Diagramm, das Tiilihella beim Arzttermin gezeichnet hat. Die Zeitleiste zeigt Monate, an die ich keinerlei Erinnerung habe. Gegen Gedächtnisverlust gibt es keine Medikamente, aber der Arzt hat mir aufgetragen, mich an die vergessenen Ereignisse zu erinnern und alles aufzuschreiben. Tiilihella und Sirkka sind losgegangen, um mir ein Notizbuch zu kaufen.

Ich öffne die Nachttischschublade, um den Bericht hineinzulegen. Etwas rollt durch die Schublade und stößt polternd gegen den Rand.

Die Hälfte einer großen Muschel. Darin steckt ein Zettel. Darauf sind in Eskos Handschrift ein Name und eine Telefonnummer geschrieben.

Saana.

Ich weiß, dass Saana der Schlüssel zu diesem Rätsel ist.

Aber ich weiß nicht, wer sie ist.

## ARTO 2024

Ich stieß die Tür zu meinem Arbeitszimmer so heftig auf, dass sie gegen die Wand knallte. »Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden!« Das Zimmer war unfruchtbar: Nichts, was ich dort zu tun versucht hatte, hatte Früchte getragen. Die Fotos meiner literarischen Vorbilder Thomas Pynchon und David Foster Wallace an den Wänden waren im gleichen Takt verblichen wie meine Träume.

Auf dem Tisch verstaubte ein schwankender Stapel von Schreibratgebern, auf deren sachkundige Hinweise ich mich in verzweifelten Momenten zu stützen versucht hatte. Ich hatte die Seiten in Stephen Kings Werk mit Post-its beklebt wie mit grellrosa Pflastern und die wichtigsten Lehren in Ray Bradburys Opus mit dem Kugelschreiber unterstrichen, nur um irgendwann zu begreifen, dass man das Schreiben nicht lernt, indem man Schreibratgeber liest.

Mitten auf dem Altar der Kreativität hockte ein Metalldingsbums, vor dem ich mehr Angst hatte als vor der Eisernen Jungfrau oder anderen Foltergeräten des Mittelalters. Die Remington-Schreibmaschine, die ich von meinem Großvater geerbt hatte, glich einem riesigen, auf den Rücken gefallenem Käfer.

Ich hatte viel zu lange nach der Pfeife dieser verfluchten alten Klapperkiste getanzt. Mich vor einem Gott verneigt, der seinen Diener nicht belohnt hatte. Versucht, die schicksalhafte Prophezeiung meines Großvaters zu verwirklichen.

»Arto, du wirst Schriftsteller.«

Mein Großvater hatte es nicht zum Wortkünstler gebracht, obwohl auch er im Bann der Remington gestanden hatte. Ich hatte nie erfahren, ob seine Geisteserzeugnisse etwas taugten, denn er pflegte seine Gedichte und Aphorismen schnurstracks in den Saunaofen zu werfen. Mein dicker, fauler Vater hatte gar nicht erst versucht zu schreiben. Also war der Familienfluch auf mich gefallen. Es war meine Pflicht, etwas Magisches zu schaffen. Und noch wichtiger: den Namen Haaleajärvi auf Buchrücken zu verewigen.

Ich hatte Ira zu verstehen gegeben, dass ich zwar nie etwas veröffentlicht hatte, dass aber in meiner Schreibtischschublade ... nun ja, keine fertigen Manuskripte, aber immerhin Entwürfe lagen, aus denen noch etwas werden konnte. In Wahrheit hatte ich, obwohl ich weniger Zeit mit meiner Tochter als mit den Tasten der Remington verbracht hatte, nicht Konkretes zustande gebracht.

Absolut nichts.

Neben der Schreibmaschine stand eine noch modernere Version der Schreibfeder: ein Computer. Auf seiner Tastatur zu tippen, hatte auch kein besseres Ergebnis gezeitigt.

Die Worte knatterten in meinem Kopf wie der Propeller eines Hubschraubers und forderten, zu Papier gebracht zu werden.

Meine Finger legten sich automatisch auf die Tasten der Schreibmaschine, als wüssten sie nichts Besseres zu tun.

»All work and no play makes Jack a dull boy.«

Aber jetzt war es damit vorbei.

Ich hatte den Tag wieder damit begonnen, Ira nachzuspionieren. Als sie am Morgen unter die Dusche gegangen war, hatte ich mich in ihr Zimmer geschlichen, wo ein seltsamer Geruch nach Leim und Farbe in der Luft hing. Kein Treffer. Nicht ein einziges Mal in den fünf Jahren, seit wir wieder unter einem Dach lebten, hatte ich in ihrem Zimmer einen scharfen Gegenstand gefunden, mit dem Ira sich hätte ritzen können. Trotzdem konnte ich nicht aufhören, sie zu kontrollieren.

Diese Kontrolle war für mich so etwas wie ein verschrobenes Ritual geworden. Kinder vermeiden es, auf die weißen Linien des Zebrastreifens zu treten, und reden sich ein, dadurch könnten sie die Empörung ihrer Mutter oder den Tadel ihres Lehrers verhindern. Ich suchte in Iras Schreibtischschubladen nach Messern, Scheren und Rasierklingen. Und da ich keine fand, gab ich mich für einen glückseligen Moment der Vorstellung hin, dass es mir gelungen war, die Katastrophe zu verhindern, und dass Ira und mir nichts Schlimmes mehr zustoßen konnte. Bis ich mich am nächsten Morgen wieder nicht bremsen konnte, sondern dieselben Stellen erneut überprüfte, als wäre es das erste Mal.

Ich spürte einen stechenden Schmerz in der Hüfte, als ich von dem Stuhl stieg, von dem aus ich in das oberste Fach des Bücherregals gespäht hatte.

Ira stand im Morgenmantel hinter mir. Sie war schneller als sonst aus dem Bad gekommen.

»Was machst du in meinem Zimmer?«

Ich war noch nie erwischt worden.

Ira hörte sich meine hilflosen Erklärungen nicht an, sie warf mich einfach raus. Kurz darauf eilte sie im Laufschrift in die

Diele, schnappte sich ihre Lederjacke und rannte so schnell aus der Wohnung, dass ich gar nicht reagieren konnte.

Meine Hüfte schmerzte immer noch, aber ich war zu nervös, um mich auf dem Sofa auszuruhen. Ich humpelte in der Wohnung herum wie ein alter Mann. Sie hatte mich erwischt. Welche Folgen das haben könnte! Mir schwirrten Schreckensbilder im Kopf herum, eines schlimmer als das andere. Ira würde mich in Grund und Boden schimpfen. Sie würde sich in ihrem Zimmer verbarrikadieren, und ich würde sie nur noch flüchtig zu Gesicht bekommen, wenn sie in die Küche schlüpfte, um sich etwas zu essen aus dem Kühlschrank zu holen. Ira würde mir nie verzeihen.

Ich warf einen Blick auf die alte Standuhr im Wohnzimmer, doch ihre Zeiger schienen sich nicht zu rühren. Zwei Stunden später ging endlich die Wohnungstür, und ich musste herausfinden, dass ich mir die schlimmste Alternative gar nicht ausgemalt hatte.

Ira schob sich mit einem riesigen Stapel Pappe in die Wohnung. Ich eilte hin, um ihr zu helfen, aber sie stieß mich mit dem Ellbogen weg und kämpfte sich aus der Diele in ihr Zimmer. Ich verstand nicht, was geschah, und wagte nicht zu fragen. Ira begann die Pappstücke zu falten, doch mir ging immer noch kein Licht auf. Erst als sie anfang, ihre Sachen in die Kartons zu packen, die sie gefaltet hatte, begriff ich endlich, was vorging.

»Es tut mir leid! Ich mache mir nur solche Sorgen um dich! Du hast dich wirklich ins Zeug gelegt, aber ich habe trotzdem Angst, dass du noch nicht völlig gesund bist.«

Iras Augen loderten, als sie mich ansah, ohne ihre Packerei zu unterbrechen.

»Wo sind die Schlüssel zu meiner Bude in Töölö?«

Iras erste eigene Wohnung hatte leer gestanden, seit sie wieder bei mir eingezogen war. Ihre Stimme klang fordernd. Es wäre sinnlos gewesen, Ausreden zu erfinden. Ich holte das lederne Schlüsseletui aus dem unförmigen Tongefäß, das Ira im Kunst-

unterricht an der Grundschule gebastelt hatte. Ira riss mir die Schlüssel aus der Hand, als könnte sie sich nicht darauf verlassen, dass ich sie ihr freiwillig geben würde.

»Ich ziehe heute um. Wenn du mir helfen willst, kannst du einen Kleintransporter mieten.«

»Immer mit der Ruhe. Lass uns eine Nacht darüber schlafen und dann beschließen, was wir tun.«

Ira begann, ihre Kleider in Müllsäcke zu stopfen.

Ich holte das Handy aus der Tasche, rief bei einem Autoverleih an und bestellte einen Kleintransporter.

Ich hatte es nicht verdient, dass ich Iras Leben wieder von einer Bank im Park neben ihrer Wohnung verfolgen musste, bei Wind und Wetter. Der Gedanke daran bedrückte mich so, dass ich mich entschied, ihr etwas zu erzählen, was ich mir geschworen hatte, zu verschweigen.

»Ich ...«

Ira drehte sich um. Aus diesen Augen hatte sie mich angesehen, als sie ein kleines Mädchen war. Vertrauensvoll, als könnte ich ihr nie etwas Böses tun. Ihr Blick war immer noch derselbe. Als hätte ich ihr Vertrauen nicht unzählige Male enttäuscht. Das wollte ich nicht wieder tun.

Ich blieb stumm.

Ira und ich lebten in unserer eigenen kleinen Blase, in der die Sätze unvollendet blieben und die Wahrheit so tief begraben wurde, dass es unmöglich war, sie ans Licht zu bringen.

Ich ging los, um den Kleintransporter zu holen. Als ich nach nur einer Stunde zurückkam, war von Ira nichts zu sehen. Ich nahm an, dass sie nach Töölö gegangen war, vielleicht um die Einzimmerwohnung vor dem Einzug zu putzen. Aber als ich in ihr Zimmer spähte, waren dort weder Müllsäcke noch Umzugskisten zu sehen. Sie hatte alles ausgepackt und die Sachen wieder an ihren Platz gelegt.

Ich weiß nicht, welches Gefühl stärker war: die Erleichterung darüber, dass ich Ira in meiner Nähe behalten durfte, oder die Enttäuschung darüber, dass sie kapituliert hatte.

Ira war über das, was vor gut einem Jahr geschehen war, nicht hinweggekommen. Mimosa, ein verhaltensgestörter True-Crime-Fan, hatte Ira eingeredet, sie sei ihre Halbschwester, und schließlich versucht, Ira umzubringen. Ira fühlte sich immer noch schuldig an Mimosas Tod, obwohl sie nicht dafür bestraft worden war. Das Gericht hatte festgestellt, dass sie Mimosa in Notwehr getötet hatte. Mimosa hatte in der Werkhalle, in der sie einen Wutraum eingerichtet hatte, Überwachungskameras installiert. Die Aufnahmen bewiesen lückenlos, dass Mimosa Ira angegriffen hatte und dass Ira gezwungen gewesen war, sich zu verteidigen.

Als ich den Kleintransporter zurückgebracht hatte und wieder nach Hause kam, stand Iras Tür einen Spaltbreit offen, aber sie war immer noch nicht zu sehen. Ihre Trinkflasche stand nicht am üblichen Platz auf dem Tisch in der Diele. Ira war wohl zu ihrer täglichen Joggingrunde aufgebrochen. Obwohl sie allmählich von ihrer Essstörung genas, fürchtete ich immer noch, dass sie nach dem Laufen ihren Frühstücksbrei und den Orangensaft in die Kloschüssel kotzen würde. Von Freude an der Bewegung konnte keine Rede sein, wenn sie mit größter Anstrengung ihre täglichen zehn Kilometer absolvierte. Und gesund war das Treiben auch nicht, denn sie wollte nicht ihre Kondition verbessern, sondern abnehmen.

Ich verdrängte die Ereignisse des Tages aus meinem Sinn.

Jetzt würde ich es tun!

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und tippte auf der Schreibmaschine das letzte Wort.

»ENDE«

Dann holte ich einen Hammer aus der Besenkammer und fuhrwerke mit der Pinne herum, bis sich die Walze der Schreib-

maschine löste. Der Käfer zuckte vergeblich mit seinen erbärmlichen Flügeln. Mit dem Hammer hebelte ich die Typen ab. Ich keuchte. Ich zog das rote Farbband heraus und wickelte es um die Schreibmaschine wie ein Geschenkband. Übrig blieb nur das leere Gestell, als hätte man der Schreibmaschine das Herz aus dem Leib gerissen.

Keuchend lehnte ich mich an die Wand und bewunderte den Anblick.

An der Wand erschienen fünf blutrote Fingerabdrücke.

Ich beschloss, noch einen Blick in Iras Zimmer zu werfen und mich zu vergewissern, dass sie sich, während ich den Kleintransporter zurückgebracht hatte, nicht doch anders besonnen und ihren Auszug wieder in Angriff genommen hatte.

Unter Iras Bett lag ein verstaubter Pappkarton.

Ich zog ihn heraus. An der Seite stand »Marjas Bücher«. Als meine Frau Marja gestorben war, hatte ich ihre Romane in diesen Karton gepackt.

Der Moment, vor dem ich mich gefürchtet hatte, war gekommen.

Ira wollte ihre Mutter kennenlernen.

Ich schäme mich, es zu gestehen, aber ich hatte damals beabsichtigt, Marjas Bücher in den Müll zu werfen. Ich hatte den Karton schon zum Mülltonnenhaus getragen, als ich es mir anders überlegt hatte.

Ira hatte das Recht, die Wahrheit über Marja zu erfahren.

Ich hatte die Bücherkiste im Keller vergraben.

Plötzlich erinnerte ich mich an etwas.

Meine schweißnassen Finger rutschten immer wieder ab, als ich das Klebeband abriss und den Karton öffnete. Ich nahm die Romane heraus und stapelte sie auf dem Boden. Ich hatte mich richtig erinnert.

Ganz unten im Karton lag eine Sammelmappe.

Schnell blätterte ich darin, bis ich das Gesuchte fand.  
Ich riss den Artikel einer Kriminalzeitschrift heraus, den  
Marja vor Jahrzehnten sorgfältig eingeklebt hatte.  
Denn es gab etwas, das für immer begraben bleiben sollte.  
Einen Mord.

## KERTTU 1995

Im Treppenhaus sind Schritte zu hören. Sirkka ist allein vom Einkaufen zurückgekommen. Tiilihella hatte in aller Eile nach Pasila gemusst.

»Du erinnerst dich doch, was der Arzt gesagt hat? Du brauchst nicht das ganze Bild zu erkennen. Auch kleine Streiflichter genügen.«

»Natürlich erinnere ich mich! Wieso auch nicht?«

Sirkka gibt mir ein Notizbuch und drückt mir sanft die Hand, bevor sie geht.

Ich habe gemerkt, dass Erinnerungen wie die Perlen einer zerrissenen Perlenkette sind. Irgendeine rollt einem zwischen den Füßen herum, und man denkt die ganze Zeit an sie. Aber andere verschwinden und man kann sie nicht mehr einsammeln.

Ich setze mich an den Küchentisch, schlage das Notizbuch